

(Nachdruck verboten.)

23]

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

„Wer hätt's denn zählt? Er hat nit so viel bei ihm g'habt. Und Du kachst doch aa nix herschenken.“

„Dös ist mei Sach! I nimm von Ent lei Geld!“

Das Weib ist mit dem Einpacken fertig geworden und wirft einen mißtrauischen Blick auf Wiltraud.

„So, Du nimmst nix von mir? Dös ist mir a Saubere, die 'n verheirathen Mann ins Haus nimmt und verpflegt — unentgeltlich! Dös wär aa noch a Punkt, über den sich was reden ließ. Da muas ma aber staad sei und sich noch bedanken derqua!“

„Frau — dös ist mir z' niedrig, als daß i Ent auf so was Antwort gib!“ sagt Wiltraud stolz, „mir thut nur Euer armer Mann leid!“

„Ja, der thut mir aa leid, — daß i 'n hab!“ Das Weib stülpt Tenner den Hut auf den Kopf und hängt ihm den Stuken um. „So, jetzt mach weiter. 's Roß will nimmer halten, i hör's. — Kamst denn nit allein vom Bett aufsteh'n?“ Sie wehrt Wiltraud, die ihm helfen will, feindselig ab: „I mach's scho selber.“

Sie nimmt ihn roh am linken Arm. „No, die Kinder werd'n a Freund' hab'n, wenn's jetzt 'n Vater heimkrieg'n, dem's auf der Nas'n 'rumtanzen dürf'n, weil er's nimmer prügeln kann.“

Sie steigen die Treppe hinab. Tenner vor Schwäche fast zusammenbrechend. Aber Wiltraud darf ihn nicht mehr anfassen. Das Weib fühlt instinktiv, daß sie ihr damit weh thut — ihr und ihm, und darum zerrt sie ihn selbst herunter. Sie treten vors Haus. Gemming hält das Pferd, einen ungebildigen Bauernhengst, der schon Löcher in den Boden gescharrt hat.

Wiltraud holt schnell einen Stuhl, daß der kraftlose Mann auf den hohen Wagen steigen kann.

„Kummst denn nit auf? Aha, jetzt fangt 's Lupsen und 's Tragen scho an,“ sie ächzt, als müsse sie eine schwere Last heben. „Auf! So steh doch!“

Endlich ist Tenner oben, und helle Tropfen rinnen ihm über's Gesicht. Sind es Thränen oder Schweißtropfen? Wiltraud kann ihn nicht mehr ansehen vor Weh! — Das Weib klettert nun auch auf den Wagen und setzt sich so breit neben den armen Mann, daß sie ihn an die nunde Schulter stößt. Er zuckt zusammen.

„No, Jees! I muas doch a Platz hab'n!“ begehrt sie auf.

„I sag' ja gar nix!“

„No ja, wenn D' glei zuckst und thuast, daß ma meint —!“ Sie breitet die Pferdebede über sich und den Gatten, aber bis sie zugedeckt ist, bleibt für ihn nichts mehr übrig. Dann nimmt sie die Zügel. „Also, Des wollt's lei Rechnung mach'n?“ sagt sie nochmals zu Wiltraud.

„Nein!“

„No, na werd's scho wissen, warum!“

Wiltraud wirft ihr kaum noch einen Blick der Verachtung zu, sie tritt auf die andere Seite des Wagens, um dem Unglücklichen zum letzten Mal die Hand zu reichen. Er sieht es nicht, in stumpfsinnigem Brüten starrt er vor sich hin.

„Wiltraud, sei so gut und halt mir das Pferd 'n Augenblick,“ sagt Gemming, mit einem seltsamen Ausdruck. Wiltraud thut, wie er sie heißt. Mit einem Sprung ist er auf dem Wagentratt, nimmt der Frau die Decke weg und hüllt den Freund damit ein. „Zuerst sorgt man für den Kranken und nachher für sich!“ murmelt er zwischen den Zähnen. „Wenn ich Ihr Mann wär', ich wollt Ihnen was anders erzählen, — aber der da ist viel zu gut!“

„'s ist die Mutter von meine Kinder!“ sagt Tenner erst zu Gemming, „das muß man respektiren.“

„Zummer edel, Poschinger, das ist g'wiß. Wenn's nur nit Berlen vor die — er vollendet nicht — sein scharfes Auge hat in der Richtung vom Dorf her eine Patrouille entdeckt: „Teufel, da kommen sie wahrhaftig.“

„Wer — was?“ fragt das Weib erschrocken.

„Die Gendarmen!“

„So — da hab'n wir's jetzt —“ kreischt das Weib und will vor Angst aus dem Wagen springen. „Da will i nit derbei sei — i laß mi nit mit einsperren — dös fehlet aa no — laßt's mi 'naus!“

Mit eisernem Griff drückt Gemming das kreischende Weib in den Sitz zurück: „Ruhig, kein Wort, keinen Laut!“ herrscht er sie an, bis sie still ist. Dann reißt er ihr Zügel und Peitsche aus der Hand und schwingt sich auf den leeren Kutschersitz: „Jetzt fahr' ich! — Halten Sie Ihren Mann fest!“ ruft er gebieterisch der Frau zu. „Wenn Sie ihn hinausstürzen lassen, schlag' ich Sie todt!“

Er nickt Wiltraud zu, die leichenblaß mit klopfendem Herzen dasteht. „Nur vorsichtig den Berg runter,“ ruft sie ihm nach.

Gemming bremst scharf und hält das Pferd fest in der Hand, so lang es abwärts geht. Als er aber unten ist, schraubt er auf und giebt dem Hengst die Peitsche, daß er weit ausgreift und fort saust er nun, mit dem schaukelnden Wagen, quer über die Felder. Hinter ihnen Ausruf und Schuß. Das Weib schreit und jammert um Hilfe. Gemming kümmert sich nicht darum.

Der Kappe fliegt unter der geschwungenen Geißel mit schnaubenden Mästern sicher über den leicht beschneiten Boden hin, gehalten und getrieben zugleich; von der geübten Hand seines starken Führers. Die Verfolger bleiben zurück, der Vorsprung ist zu groß. — Gemming hat's gewonnen.

„Jetzt hinüber ins Tyrol!“

's Riefen.

Die Sicherheitspatrouille hat die Verfolgung aufgegeben, aber statt umzukehren, wird rechts geschwenkt, direkt auf die todte Müh' zu. Wiltraud steht wie versteinert: „Heilige Mutter Gottes. Jetzt kommen sie zu mir.“

„Da oben ist eh' so ein Haberernest. Da haben wir ja schon einmal einen ausgekommen,“ sagt der Kommandant, „da wollen wir Hausfuchung halten.“ Sie steigen rasch den Berg hinan.

Wiltraud ist es zu Muthe, als käme eine Wasserwelle gegen sie daher, die sie verschlingen werde, aber sie bietet dem Anprall die Stirn.

„Ah, guten Tag!“ sagt der Kommandant. „Da wär'n wir wieder, Jungfer Allmeyer — wir kennen uns ja schon! Habt's wieder einmal Haberer bei Euch?“ Damit schreitet er, begleitet von einem Gendarm, ins Haus. Die anderen vertheilen sich an die Aus- und Eingänge, in Hof und Stall.

Kein Winkel des Anwesens bleibt undurchsucht. Aber nichts Gravirendes ist zu finden.

„Jetzt müssen wir uns an Dich halten und Deine Aussagen zu Protokoll nehmen,“ sagt der Kommandant und zieht sein Buch heraus: „Also! Es wird Dir zur Last gelegt, schon längere Zeit einen Haberer bei Dir beherbergt und verpflegt zu haben, was hast darauf zu erwidern?“

„Gar nix, als daß es wahr ist.“

Ueberrascht blickt der Kommandant sie an.

„No, das muß man sagen, mit dem Leugnen giebst Du Dich nit lang ab! Das ist rechtschaffen und erspart viel Zeit und Müh!“

Er notirt: „Und wie hat der Mann geheißt?“

„Ja, dös weiß i nit!“

„Aha, jetzt geht's auf einmal nimmer so glatt mit der Wahrheit.“

Wiltraud wird glühend roth: „Herr Kommandant, dös verbitt' ich mir, ich lüg' nit!“

„Boß tausend! Auch noch grob?“

„I bin a arm's Madl, aber mei Ehr' ist mir grad so viel werth, wie 'n Reichen und Bornehmen die sei! Wenn i amal sag' so ist's — dann i st's so! I weiß nix, als daß er zum Haberernamen Poschinger g'heißt hat! Und wann's mehr erfahren wollt's, geht's ihm selber nach!“

„Ja! Haha — Du weißt wohl, daß wir den nimma einholen. Da sag, wo er hing'fahren ist?“

„Dös weiß i auch nit, und wann i's wüßt, so thät' i kein' Aubeber machen!“

„Schau, schau — immer noch die Stolze, trotzdem daß der Bruder im G'fängniß ist!“

Wiltraud zuckt zusammen und schaut den Sprecher mit einem Blick so vorwurfsvoll schmerzlich an, daß es ihm wirklich zu Herzen geht: „O Herr, 'n Engel vom Himmel könnt nit reiner und unschuldiger in d' Höll kommen, als mei armer Bruder im G'fängniß siht.“

„Du red'st immer von der Unschuld Deines Bruders. Da beweis es doch amal, wenn Du so überzeugt bist.“

Wiltraud's Miene wird wieder trohig und verschlossen: „Dös geht niemand nig an. — Unser Herrgott weiß es — und die andern brauchen's nit z' wissen.“

Der Kommandant betrachtet sie nachdenklich, aber mit demselben Wohlgefallen, was er schon bei der Verhaftung Sebald's an ihr fand: „Merkwürdige Sach!“ brummt er zu seinem Gefährten gewandt, kopfschüttelnd. „Ich hab's ja immer g'sagt, der macht den Sündenbock für 'n andern. Aber der Teufel kenn' sich da aus.“

Er tritt wieder zu Wiltraud: „Nun weiter! Du stellst also jede nähere Bekanntschaft mit dem Haberer in Abrede?“

„Ja!“

„Wie kam er denn zu Dir ins Haus?“

„Wo ihr den Sebald arretirt hab't — Des werd't's wohl noch wissen? Da bin i doch mitg'laufen und hab's Haus offen g'lassen.“

„Richtig — stimmt!“

„Da sind's rei mit dem Kranken, und wie i heimkomme bin, waren's halt drin!“

„Hm! Und warum hast Du sie behalten, Du hättest sie ja hinausjagen können?“

„O mei! I werd' doch nit 'n todtkranken Mann 'naußjagen,“ sagt Wiltraud ruhig.

„Hast nicht g'wußt, daß man da g'straft werden kann?“

„O mei! Einmal wird ma' g'straft, weil ma' unchristlich — und 's ander Mal, weil ma' christlich handelt! — Da wüßt man ja nie, wie ma' thun sollt — wenn ma' sich da drum kümmern müßt!“

Die Gendarmen brechen in ein nicht mehr zu bändigendes Gelächter aus. Der Kommandant muß sich mit Gewalt zusammennehmen, um den Ernst wieder herzustellen.

„Ich bitt' zu bedenken, was Du sprichst. Wir sind nicht zum Spaß hier.“

„Ich hab's auch nit im Spaß g'meint,“ sagt Wiltraud ernst.

„Ja, was faugt man nun mit der an?“ fragt der Kommandant rathlos.

„Arretieren!“ schlägt der andere vor.

„Sie hat Haberer Unterschlupf geben und sie nit angezeigt —“

„Das ist ein Vergehen wider die Anzeigepflicht! Wer sicherheitsgefährliche Personen unbefugt beherbergt, wird mit Haft oder Geldstrafe bis zu 90 Gulden gestraft.“

„Ja no, so muß i dös halt auch noch hinnehmen zu allem!“ — sagt Wiltraud, und ihr bleiches müdes Gesicht hat einen Ausdruck, daß dem Gendarmen nicht mehr ums Lachen ist.

„Freig'sprochen wird sie ja doch —“ der Kommandant kann die Augen nicht von dem schönen Geschöpf abwenden.

„Was will man doch mit so einem dummen Madl —!“ fügt er seinen Ideengang bemäntelnd hinzu. — „So komm halt mit!“ Er hängt die Flinte wieder über die Schulter und schickt sich an zu gehen.

Jetzt erst wird es Wiltraud klar, um was es sich handelt, denn ihre Gedanken waren immer noch bei dem unglücklichen Flüchtling. — „Mit soll i?“ fragt sie erschrocken. „Mit Euch durchs Dorf?“

„Ja natürlich.“

„Wohin?“

„Wo wir mit Deinem Bruder hin sind. In Untersuchungshaft.“

„Heiliger Gott! Am hellen Tag — ins Gefängniß? Nein, das thu' i nit —!“

„So? Ja, weist, Du wirfst nit g'fragt.“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Rundschau.

(Die Uranstrahlen. Das schwarze Licht. Die Masse und Dichte der Erde.)

Bald nach der merkwürdigen Entdeckung der X-Strahlen durch Professor Röntgen fanden an verschiedenen Orten Entdeckungen von Strahlen statt, die zwar nicht auf ähnliche Weise entstanden, aber durch ihre übereinstimmenden Eigenschaften, wie Durchdringen fester

undurchsichtiger Körper, doch eine nahe Beziehung zu den Röntgen'schen Strahlen vermuthen ließen. So bemerkte Becquerel, daß von phosphorescirenden Körpern außer den leuchtenden, also auf Augen wirkenden Strahlen noch dunkle ausgehen, welche durch Holz, Papier, und andere Stoffe hindurch auf der photographischen Platte einen Eindruck hervorrufen. Namentlich Verbindungen des Metalles Uran zeigten diese Eigenschaft; lag z. B. ein Stück Uraniumsulphat auf einer wohlverschlossenen Kassetten, die eine photographische Platte enthielt, und wurde das ganze dem Sonnenlicht ausgefetzt, so zeigte sich die Platte, wenn man sie längere Zeit nach dem Aufhören der sichtbaren Phosphoreszenz photographisch behandelte, also in die Entwicklungs- und Fixirflüssigkeit brachte, unter dem Uraniumsulphat geschwärzt; legte man zwischen Platte und Uraniumsulphat eine Münze auf die Kassetten, so erhielt man deren weißes Schattenbild auf dunklem Untergrunde. Die von dem phosphorescirenden Uraniumsulphat ausgehenden Strahlen gingen also durch die Kassetten ungehindert hindurch, wurden dagegen durch das Metall der Münze aufgehalten. Diese Strahlen, deren Intensität übrigens, wie jüngst veröffentlichte Untersuchungen von Becquerel zeigen, noch ein halbes Jahr nach der Bestrahlung fast unvermindert war, die also die gewöhnlichen Phosphoreszenzstrahlen an Dauer weit übertreffen, unterscheiden sich von den Röntgen'schen X-Strahlen dadurch, daß sie, wie gewöhnliches Licht zurückgeworfen und gebrochen werden können; Becquerel, der ihre Eigenschaften durch viele Experimente genauer festgestellt hatte, nannte sie *Uranstrahlen*.

Eine andere im Anschluß an Röntgen geschehene Entdeckung war die des sog. schwarzen Lichtes von Herrn Le Bon. Dieser Forscher glaubte gefunden zu haben, daß allemal, wenn gewöhnliches Licht auf Metalle fällt, die Metalle dadurch zum Aussenden neuer Strahlen veranlaßt werden, die durch undurchsichtige Körper hindurchgehen und auf die photographische Platte wirken. Seine Versuche erregten in manchen Kreisen schon deswegen großes Aufsehen, weil sie die Benutzung von Metallkassetten zur Aufbewahrung photographischer Platten sehr bedenklich erscheinen ließen; denn wenn von dem Metall unter dem Einfluß der Belichtung neue Strahlen ins Innere gehen, so müssen die Platten durch dieses schwarze Licht, wie Le Bon es nannte, ja zerstört werden. Während Le Bon eine eigenthümliche Theorie zur Erklärung der von ihm gemachten Beobachtungen ersann, wurden die Versuche an den verschiedensten Orten wiederholt, so von den Herren Lumière in Frankreich und von Herrn Archenhold auf der Grunewald-Sternwarte bei Berlin. Diese kamen sämmtlich zu dem Schluß, daß es sich bei Le Bon's Entdeckung lediglich um fehlerhafte Versuche handle, indem die von ihm benutzten Metallkassetten nicht vollkommen luftdicht waren, sondern durch die Fugen etwas Licht auf die im Innern befindliche Platte fallen ließen; Archenhold schlug daher vor, dieses programmwidrig in die Kassetten gelangte Licht falsches anstatt schwarzes Licht zu nennen.

Infolge des Widerspruchs, den er erfahren, suchte Le Bon seine Versuche zu verbessern; als Resultat seiner Bemühungen theilte er vor 14 Tagen in der Revue Scientifique (Wissenschaftliche Rundschau) seine letzten Experimente mit, die das Vorhandensein des schwarzen Lichtes in unwiderleglicher Weise darthun sollen. Im wesentlichen kommt sein Versuch auf folgendes hinaus:

Eine photographische Platte wird durch eine Ebonitplatte von 0,4 bis 0,7 Millimeter Dike gegen auffallendes Licht geschützt. Die photographische Platte zeigt sich auch nach längerer Bestrahlung vollkommen unverfetzt, da die Ebonitplatte für das Licht undurchdringlich ist. Lagen auf dem Ebonit jedoch aus Metall, z. B. aus Zink oder Zinn, geschnittene Buchstaben, so bildeten sie sich auf der Platte dunkel auf weißem Grunde ab; das Bromsilber der Platte war unter ihnen zerfetzt. Von den Metallstücken würde also unter der Einwirkung des gewöhnlichen Lichtes eine auf die photographische Platte wirksame Strahlung ausgehen, die das Ebonit ungehindert durchdringt. Es wird abzuwarten sein, ob diese Versuche, zu deren Gelingen nach Le Bon's Angaben noch eine Reihe von Vorsichtsmaßregeln notwendig ist, auch von anderer Seite bestätigt werden, oder ob es sich hierbei nur um eine Selbsttäuschung handelt.

Die genaue Bestimmung der gesammten Masse unserer Erde ist für viele wissenschaftliche Fragen von hervorragender Bedeutung; in der Astronomie z. B. ist die Masse der Erde die Grundlage, durch die die Massen der anderen Planeten und der Sonne berechnet werden. Es ist daher verständlich, daß man sich große Mühe gegeben hat, um die Bestimmung der Erdmasse möglichst genau zu erhalten. Der Weg dazu ist folgender:

Man weiß, mit welcher Kraft die Erde einen Körper von bekannter Masse, z. B. ein Kilo anzieht, da die Schwere eines Kilogramm bekannt ist; nun ist die Anziehung einer Masse auf ein Kilo um so größer, je größer die Masse selbst ist. Ermittelt man also, wie groß die Anziehung einer bekannten Masse auf ein Kilo ist, so erhält man durch Vergleichung der Schwere eines Kilo mit der zuletzt beobachteten Anziehung auch das Verhältnis der Masse der Erde zu der bei dem Versuch benutzten Masse. Freilich ist die Rechnung nicht ganz so einfach, da die Entfernungen der auf einanderwirkenden Körper für die Größe ihrer Wirkung von Belang sind; doch bildet die Berücksichtigung der Entfernung der benutzten Masse von dem verwendeten Kilogramm nur eine rechnerische Schwierigkeit, die leicht zu überwinden ist. Im

wesentlichen hat man also die Anziehung zu bestimmen, die eine bekannte Masse auf ein Kilo ausübt.

Vor wenigen Wochen wurden in den Berichten der Berliner Akademie die Resultate von Beobachtungen über diese Frage veröffentlicht, die bereits vor 12 Jahren begonnen wurden. Die Versuche wurden in einer Kasette der Zitadelle in Spandau ausgeführt, wo das preussische Kriegsministerium einen mächtigen Bleiklotz von mehr als tausend Doppelzentnern zur Verfügung gestellt hatte. Die Methode, welche zur Anwendung kam, war von den Herren König und Richarz erfunden; über dem Bleiklotz befand sich eine sehr empfindliche Waage, an deren Schalen seine Drähte befestigt waren, die durch Höhlungen im Bleiklotz hindurchgingen und unter ihm ebenfalls Waagschalen trugen. Werden zwei gleiche Kilostücke auf die oberen oder unteren Schalen gelegt, so müssen sie sich das Gleichgewicht gerade so halten, als ob der Bleiklotz nicht da wäre; durch seine Anziehung wirkt er auf beide Stücke in gleicher Weise ein. Wird dagegen das eine Kilostück auf eine obere, das andere auf die entgegengesetzte untere Waagschale gebracht, so kann das Gleichgewicht nicht mehr bestehen; denn das oben befindliche Kilostück wird von dem Bleiklotz nach unten gezogen, das unten befindliche nach oben, und aus der Größe des Ausschlages, den die Waage erfährt, kann man einen Schluß auf die Größe der Kraft machen, mit welcher der Bleiklotz auf die Kilostücke wirkt.

So einfach die Versuchsanordnung in ihren allgemeinen Umrissen aussieht, so außerordentlich schwierig sind die Versuche selbst auszuführen, weil die zu ermittelnde Größe, die Anziehung des Bleiklotzes auf ein Kilo, so außerordentlich klein ist, daß die geringsten störenden Einflüsse sich bereits bemerkbar machen. Um nur eines zu erwähnen, so ist die Temperatur über und unter dem Bleiklotz nicht ganz dieselbe, sondern zeigt ganz geringe Differenzen; schon Unterschiede von $\frac{1}{25}$ Grad genügen, um Luftströmungen hervorzurufen, durch die die Waagschalen in merkbarer Weise erschüttert wurden. Zwölf Jahre geduldiger Beobachtungen waren erforderlich, bis man alle störenden Einflüsse zu beseitigen oder in der Rechnung zu berücksichtigen vermochte; doch ist das Resultat mit einer großen Genauigkeit ermittelt. Aus der geringen Anziehung, die der Bleiklotz auf ein Kilo ausübt, ist dann die gesammte Masse der Erde, wie anfangs angedeutet, leicht zu bestimmen. Drückt man sie in Kilo aus, so ergibt sich eine 25stellige Zahl, ungefähr 600 000 Trillionen.

Wäre diese ungeheure Masse ganz gleichmäßig in dem von der Erde eingenommenen Raume verteilt, so würde auf jeden Liter 5,5 Kilo kommen, weswegen man diese Größe als die mittlere Dichte der Erde bezeichnet. Die uns bekannte Rinde der Erde ist bedeutend weniger dicht; 1 Liter Wasser enthält nur 1 Kilo, und die Gesteinsmassen der Erdrinde enthalten nur 2,5 bis 3 Kilo in jedem Liter. Die schwereren Metalle sind gegenüber den Gesteinsmassen so gering, daß sie die Dichte der Erde nicht erheblich beeinflussen können. Da trotzdem die mittlere Dichte der Gesamtmasse der Erde 5,5 beträgt, so müssen in dem uns unzugänglichen heißen Erdinnern bedeutend dichtere Massen sich befinden, als an der Oberfläche; vielleicht finden sich dort die schwereren Metalle, wie Gold, Platin, Silber, in bedeutend größeren Massen vor, vielleicht ist auch das durch die große Hitze und den gewaltigen Druck der übergelagerten Massen flüssige Gestein stark zusammengedrückt, so daß es mehr als doppelt so dicht ist, als an der Oberfläche.

Man sieht, daß man durch die Beobachtungen geringer Ausschläge einer Waage unter geeigneten Umständen zu interessanten Schlüssen über die Verteilung der Massen in der Erde kommen kann. — Bt.

Kleines Feuilleton.

k. Vom Fußballspiel. Leider existirt noch keine genau geführte Statistik über die durch die verschiedenen Arten des Sports verursachten Unfälle. Das eine ist aber bereits zur Evidenz festgestellt, daß das in England und Amerika so sehr beliebte Fußballspiel die meisten Opfer fordert. In den Jahren von 1891—1893 sind nach einer Statistik der Londoner medizinischen Akademie in England allein 65 Tote durch Unfälle beim Fußballspiel gezählt worden. 178 Beinbrüche, 51 Armbrüche, 161 gebrochene Schlüsselbeine und 878 kleinere Unfälle waren eine weitere Folge des große Geschicklichkeit erfordernden schwierigen Sports. Es ist aber anzunehmen, daß, wenigstens was die leichteren Unfälle anbelangt, in den kleineren Klubs und geschlossenen Gesellschaften zum mindesten eine ebenso große Zahl von Verunglückungen vorkommt. Die Mediziner Englands sangen deshalb auch an, energisch gegen das Fußballspiel aufzutreten, und die medizinische Akademie sowohl wie verschiedene medizinische Zeitschriften bemühen sich, durch statistisches Material auf die Gefahren hinzuweisen, welche durch das weitverbreitete Fußballspiel dem Volke erwachsen. Unter den 34 Fußballspielern eines kleineren Klubs sind z. B. 54 Unfälle in einem Jahre zu verzeichnen gewesen, welche zusammen 277 Tage der Arbeitsunfähigkeit ergaben. Unter den 184 Reitern einer Londoner Reitschule verunglückten nur 17, welche 57 Krankheitsstage zur Folge hatten, während durch Gymnastik nur 9 Unfälle vorkamen, durch welche 11 Tage der Arbeitsunfähigkeit verursacht wurden. Beim Fußballspiel ist die Zahl der verlorenen Tage mithin 8,01 pCt., beim Reiten 0,81 und bei Gymnastik 0,15 pCt. Die Gefahr zu verunglücken ist demnach

beim Fußballspiel 18 Mal größer als beim Reiten und 20 Mal größer als beim Turnen. —

Literarisches.

— Der Roman „Gene“ von Nicolaus Krauß, den wir vor einem Jahre in „Vorwärts“ zum Abdruck brachten, ist bei F. Fontane u. Co. in Berlin als Buch erschienen. —

Theater.

— Paul Lindau's Fleiß grenzt jetzt an Schwachhaftigkeit. Als hätte sich die Kraft des Alternden verdoppelt, so eifrig bescheert er dem Theater Werk um Werk. Leider wird die moderne Bühne dieser Altersarbeiten nicht froh. Auch das jüngste Schauspiel Lindau's „Die Brüder“, das am Freitag im Berliner Theater zum ersten Male aufgeführt wurde, wird das Glück nicht an sich fesseln können, trotzdem es das beliebte Genre der Kriminalgeschichte pflegt. Paul Lindau reitet nur auf einem einzigen Steckenpferd: dem verwickelten Kriminalfall. Was für ihn und die Berliner Gesellschaft, die ihn hoch hielt, einst charakteristisch war, hat er fallen gelassen. Er plaudert nicht mehr; nicht mehr graziös feuilletonistisch, nicht mehr lose jynisch und nicht mehr blasirt. Was er heute giebt, hat keinerlei literarische Weise mehr. In den „Brüdern“ handelt es sich um einen Todtschlag im Grunewald. Ein junger Architekt, der von Eifersucht und Jähzorn geplagt wird, hat seine Braut, eine Operettensängerin, im falschen Verdacht, daß sie irgend welche Beziehungen zu einem ekelregenden Börsenmann unterhalte. Er trifft diesen Börsenmann und schießt ihn in blinder Gereiztheit nieder. Nun taucht die Verierfrage auf, wo ist der Mörder? Und der Zufall fügt es, daß der eigene Bruder des Mörders, ein Untersuchungsrichter, die Frage löst. Daher der Titel des Schauspiels. Der Architekt entleibt sich, als sein Todtschlag entdeckt wird. Hätten nicht zwei so kluge und sympathische Schauspieler, wie Krauß und Sommerstorff, die Rollen der beiden Brüder gegeben, die arg phyliströse Figur des Untersuchungsrichters (Krauß) wäre leicht unfreiwillig lächerlich geworden und an der inneren Brutalität des Architekten, der seine Verlobte von einem verbrecherischen Privatdetektiv überwachen läßt, hätte das Publikum gewiß Anstoß genommen. —

— Im Lessing-Theater ist jetzt wieder die Operette zu Gast. Im vorigen Jahre brachte uns das Ensemble des Herrn Frenczy aus Hamburg die letzten, etwas abgelebten Schöpfungen der Wiener Meister Strauß und Suppé. Dieser Tage hat dieselbe Truppe die Operette eines englischen Komponisten, die „Geisha“ von Sidney Jones hier eingeführt. Vor einem guten Jahrzehnt schon überraschte das bis dahin als trist verschriene Inselreich das Festland nicht allein durch farbenfrohe Bilder und buntgewirkte Kravatten, sondern auch durch den „Mitado“, jene blendende Ausstattungsoperette des Herrn Sullivan, deren Melodienfülle bald in der ganzen Kulturwelt populär werden sollte. Old merry England regte sich wieder und blieb lebendig bis auf den heutigen Tag. Uns muthet sein täppisches Umgehen mit Farbe und Licht zwar barbarisch an, und wenn wir von 400 Ballettusen lesen, die eine Londoner Prachtbühne bevölkern, so dünkt uns das eine grandiose Abgeschmacktheit. Aber das sind nur Neuenlichkeiten, an denen der Lieddichter vielleicht gar nicht einmal die Schuld trägt. Es steckt eine heitere Schöpferkraft in einer Anzahl englischer Komponisten, die erfrischend wirkt gegenüber der Müdigkeit der alten Wiener Größen. Sidney Jones ist gewiß der besten einer. Eine reizende Melodienfülle durchzieht seine Operette, und klug wirtschaftet er mit seiner Kraft. Liebliche und dabei kräftige Musik, die an Suppé's beste Tage erinnert. Leider aber theilt Sidney Jones mit unseren älteren Komponisten das Geschick, daß er seine Probe Lebendigkeit in ein gar armseliges Libretto hineinzwingen muß. Von einer Nachahmung des „Mitado“ kann zwar in der Operette „Die Geisha“ oder eine japanische Theehausgeschichte“ nicht anders die Rede sein, als daß die Handlung gleichfalls im Lande der aufgehenden Sonne vor sich geht. Aber ein Stück fremdartigen Kulturlebens, das gewiß einer dramatischen Verarbeitung werth ist, ward hier ohne Geist und Sinn vermöbelt. Geisha sind japanische Huldinnen, die nicht allein mit der Kunst des Gesanges begabt, sondern auch in der schönen Literatur ihres Landes wohlunterrichtet sind. Da sie in den Theehäusern außer ihrem Geist auch den Leib verkaufen, so mag der Vergleich mit den griechischen Hetären wohl zutreffend sein. Mit dem Unterschiede allerdings, daß die Japaner, die europäischen Begriffe von Erbarkeit völlig negirend, keinerlei Makel in diesem in unserer Kultur von altersher verschrienen Gewerbe erkennen sollen. In der im Lessing-Theater aufgeführten Operette ist eine solche Geisha die Heldin einer saden Liebeleie, in der außer englischen Matrosen auch ein halbes Duzend englischer Misses eine sinnlose Nebenrolle spielen. Es verlohnt sich nicht, auf die Handlung einzugehen. Wenn das Stück bei der ersten Aufführung einen Erfolg davon getragen hat, so kann der Komponist das Verdienst hierfür um so ausschließlicher in Anspruch nehmen. Die Aufführung war lobenswerth, wenn auch mit einer einzigen Ausnahme keine hervorragenden Kräfte mitwirkten. Diese eine Ausnahme war Fräulein Mia Werber, ein kleines, zierliches, blutjunges Geschöpf, das meisterlich über eine glöckliche Stimme und, was fast noch wichtiger, über eine entzückende Drolerie verfügt. Die Ausstattung, die eine wesentliche Rolle in der Operette spielt, war überaus prächtig. —

Geschichtliches.

— Die „**Reichensynode**“ wurde vor 1000 Jahren in Rom abgehalten. Papst Formosus besetzte den päpstlichen Stuhl von 891—896. Dem deutschen König Arnulf hatte er 896 die Kaiserkrönung erteilt, weshalb er von der italienischen (spoleitanischen) Partei mit leidenschaftlichem Haß verfolgt wurde. Der Nachfolger des Formosus regierte nur 15 Tage, worauf Stefan VI. den päpstlichen Thron bestieg, den er von 896—897 innehatte. Im Jahre 1897 ließ er die Leiche des Formosus, die schon über neun Monate im Grabe ruhte, exhumieren, mit den päpstlichen Gewändern bekleiden und auf einer Synode vor Gericht stellen. Diese Synode führt den Namen Reichensynode. Gegen den todtten Papst wurde wie gegen einen Lebenden die Anklage erhoben. Es wurde ihm unter anderem zur Last gelegt, daß er sein Bisthum Porto mit dem römischen Bisthum vertauscht habe. (Es war kirchenrechtlich verboten, von einem Bisthum zu einem anderen überzugehen; aber dieses kanonische oder kirchenrechtliche Verbot ist von früheren und späteren Päpsten, die bei ihrer Wahl bereits Bischöfe waren, oftmals unbeachtet geblieben.) Die Reichensynode sprach die Verurteilung des Formosus aus. Er wurde für einen unrechtmäßigen Papst und die von ihm erteilten Ordinationen oder Weihen wurden für ungültig erklärt. Dann beraubte man die Leiche der Pontifikalgewänder, hob ihr die Finger ab, mit denen der päpstliche Segen erteilt worden war, schleppte sie durch die Stadt und warf sie in die Tiber. Papst Theodor II., der nur 20 Tage regierte, ließ die wieder aufgefundenen, geschändete Leiche des Formosus ehrenvoll bestatten und sprach aufs neue die Gültigkeit der von ihm vollzogenen Ordinationen aus. Theodors dritter Nachfolger aber, Sergius III. (904—911), hob sie wieder auf, dasselbe that Johann X. (914—918). Stefan VI., der das Todtengericht über seinen Vorgänger gehalten, starb eines gewaltigen Todes. Er wurde im Kerker erdrosselt. —

Medizinisches.

— Ueber die Erscheinungsformen der Pest spricht sich die nach Bombay gesandte deutsche Kommission folgendermaßen aus: Die häufigste Form der Pest ist die Drüsenpest. Die Hauptzüge des gewöhnlichen Krankheitsbildes auf der Höhe der Krankheit, welche meist am 1., selten erst am 3. Tage erreicht wird, sind schmerzhaft, rasch oder langsam zunehmende, mit Fieber einhergehende Anschwellung einer oder mehrerer Lymphdrüsen in der Schenkelbeuge, der Achselhöhle, dem Halse oder an anderen Körperstellen, sehr beschleunigter Puls, heftiger Kopfschmerz, große Schwäche und Theilnahmslosigkeit. In nicht wenigen Fällen stellt eine Pustel oder ein Furunkel auf der Haut die erste und eine zugehörige Drüsenanschwellung die zweite Station der Infektion dar. Die Drüsenpest kann in einfache Vertheilung oder, was häufiger geschieht, in Vereiterung der Drüsen ausgehen, oder sie wird durch neue schwere Symptome, wie Herzschwäche, heftiges Erbrechen, blutigen Durchfall, Krämpfe, Komplizirt, welche auf eine weitere Infektion oder Vergiftung des Körpers hindeuten. Als Nachkrankheiten werden wochenlang andauernde Gefäßnerdenlähmungen, Stimmlosigkeit, Blind- und Taubheit beobachtet. Als weit schwereres Krankheitsbild stellt sich die Pest septicämie dar. Im Anschluß an die Drüsenanschwellungen, oder auch ohne solche, treten hier unter hohem Fieber Zeichen allgemeiner Blutvergiftung auf. Die dritte klinische Form der Pest ist die Pestpneumonie, bei welcher sich unter Frost und folgender Hitze rasch das Bild einer Lungenentzündung entwickelt. Die Uebertragung wird hier jedenfalls durch den Auswurf Pestkranker vermittelt. Die Pestsepticämie ist wohl immer, die Pestpneumonie zweifellos in den weitaus meisten Fällen tödtlich; bei der Drüsenpest sind Genesungen häufiger. Im ganzen sterben etwa 50 bis 60 von Hundert der Pestkranken. Neben den ausgebildeten Krankheitsfällen kommen auch zahlreiche leichtere Pest-erkrankungen vor, welche mit geringen Störungen des Verdauungsapparates, leichter Schmerzhaftigkeit einer Drüse, Kopf- oder Gliedererschmerzen, geringem oder gar keinem Fieber einhergehen und nach wenigen Tagen in Genesung enden. Es treten jedoch auch hier mitunter die erwähnten Nachkrankheiten auf, auch pflegt meist langandauernde Schwäche oder Erregbarkeit des Herzens zurückzubleiben.

Keine Art der in Bombay geübten Behandlung hatte sicheren Erfolg; am wichtigsten erscheint die Regelung der Ernährung und eine die einzelnen Krankheitserscheinungen berücksichtigende Behandlung. Ueber die Frage, wie lange die Pestbazillen, welche bereits 1894 als die Krankheitserreger erkannt wurden, außerhalb des Körpers sich lebensfähig erhalten können, sind von der Kommission zahlreiche Versuche angestellt worden. Bei keinem der letzteren gelang es bisher, die Bazillen in trockenem Zustande länger als 7 Tage lebensfähig zu erhalten, meist waren sie schon früher abgestorben. Direktes Sonnenlicht tödtete die Bazillen in dünner Schicht schon nach einer Anzahl von Stunden ab. In gewöhnlichem Leitungswasser erhielten sie sich nur 1 bis 3 Tage infektiös. Die Pestbazillen sind somit höchst wahrscheinlich recht hinsfällige Gebilde, welche außerhalb des menschlichen oder thierischen Körpers unter gewöhnlichen Verhältnissen und namentlich in trockenem Zustande bald zu grunde gehen. —

Aus der Pflanzenwelt.

t. Greife des Waldes. Nach der „Landwirthschaftlichen Chronik des Kanton Waadt“ stehen bei dem Orte Mayens de Siou im Kanton Wallis zwei uralte Lärchen von 20 Meter Höhe und mit einem Stamm, der in der Nähe der Wurzel 6 bis 7 Meter Durchmesser besitzt. Beide Bäume sind auf einem im Jahre 1546 aufgenommenen Plane bereits verzeichnet, wo sie als „die beiden großen Lärchen hinter dem Hause“ erwähnt werden; sie müssen zu jener Zeit also bereits ein beträchtliches Alter gehabt haben und seitdem sind weitere 351 Jahre vergangen. Und noch immer scheint ihr Alter sie nicht einmal zu drücken, denn sie sind noch durchaus frisch und lebenskräftig. In demselben Kanton giebt es eine andere berühmte Lärche auf der Alpe de Forrent bei dem Ort Albinen, die man den „Grenzbaum“ nennt, weil an ihr alle hundert Jahre die Bewohner von Albinen und von Bad Leuf zusammentamen, um ihr Grenzabkommen zu erneuern. Auf dem Stamme des Baumes ist eine Art von Nische in die Rinde gegraben, und auf dem so freigelegten nackten Holze findet man die Daten 1400 bis 1700 eingeschnitten; die Zahlen sind noch bis heute gut erhalten, da das Holz der Lärche sehr hart ist. Die oben genannte Zeitschrift erwähnt dazu noch die Thatsache, daß in einer Sennhütte in Bad Leuf an der Decke ein Balken aus Lärchenholz eingefügt ist, der noch heute die Zahl 1536 trägt. Das Alter des „Grenzbaumes“ wird man auf annähernd 600 Jahre schätzen können. Die englische Zeitschrift „Garden and Forest“ spricht in ihrer letzten Nummer von einem Baume, gegen den die oben erwähnten noch als Kinder erscheinen müßten. Auf dem Kirchhofe der kleinen Stadt Tule in Mittelamerika, die an der Straße von Guatemala über Tehuantepee nach Oaxaca liegt, steht dieser Baum, ein Exemplar der Art Taxodium mucronatum. 1½ Meter über dem Boden mißt der Stamm 44 Meter Umfang, sein größter Durchmesser beträgt 12 Meter, die Höhe des Baumes ist 50 Meter. Die Zweige seines Wipfels dehnen sich etwa auf denselben Umfang aus wie der Umfang des Stammes am Boden. Das Alter des Baumes wird auf etwa 2000 Jahre geschätzt. Sicher ist dieses eines der ältesten Bäume, die es überhaupt giebt. Die genannte mexikanische Baumart ist überhaupt dafür bekannt, ein ungewöhnliches Alter zu erreichen. Weltberühmt ist die sogen. „Cypresse des Montezuma“, bei der Stadt Oaxaca, deren Alter sogar auf 6000 Jahre angegeben wird, eine Schätzung, die sicherlich erheblich zu hoch ist. —

Humoristisches.

— Was ist der Mensch in der Zeitung? Wenn er geboren wird, immer „ein gesunder, kräftiger Knabe“; wenn er von den Eltern fortläuft, „ein lieber, guter Sohn“, dem für alles Vorgefallene Verzeihung zugesichert wird; wenn er eine Frau auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Annonce sucht, „ein junger Mann aus anständiger Familie“; wenn er eine Priesterschaft mit Inbalt verloren hat, „ein armer Hausknecht“; wenn er seinen alten Fußdeckel gegen einen neuen Hut vertauscht, „der wohlbekannte Herr, der sich seine Unannehmlichkeiten machen wird“; und wenn er stirbt, immer „der treue Freund und brave Gatte“ für alle, die ihn kannten. —

Vermischtes vom Tage.

— so. Am 1. Mai ist in Hamburg die internationale Gartenbau-Ausstellung eröffnet worden. Wir werden über sie in nächster Zeit in einem größeren Artikel reden. —

— In Troppau stellten sich zwei Frauen mitten aufs Bahngelände, um zu plündern. Sie wurden überfahren und getödtet. Der Wächter hatte ihnen von dem Herannahen des Zuges Mittheilung gemacht. —

— In Walsrode (Hannover) wurde kürzlich eine „Pension für alkoholkranke Damen aus den besseren Ständen“ eröffnet. —

— Gegen Hühlerpöfe. Eine Wirthin in Deggendorf (Bayern) hat in ihrem Local an der Wasserleitung einen Gummischlauch mit Hahn anbringen lassen. Will einer raufen, flugs dreht die Wirthin den Hahn, und der Jörnige steht da, naß wie eine gebadete Maus. —

— In der Nähe von Prag legte sich ein 13jähriges Mädchen auf die Schienen und ließ sich den Kopf abfahren. Man sagt, sie wollte nicht in die Schule gehen. —

— Cifrige Jollwächter haben dem Divisionsgeneral Solbert aus Soda an die Pferde vor dem Wagen niedergeschossen. Der Kutscher hatte auf ihren Zuruf hin nicht gehalten. —

— Ein Schffel-Denkmal (Medaillon-Bildniß) wurde am letzten Sonntag in dem Sichenhain Serpentara bei Olevano Romana (Italien) enthüllt. —

— Durch ein Erdbeben sind in Westindien hunderte von Menschen umgekommen. Der Mittelpunkt des Erdbebens war Montserrat, die meisten Menschenleben fielen dem Beben auf Quabeloupe zum Opfer. Die Erderschütterung war von einer Hochfluth begleitet. —

— In Pittsburg (Pennsylvanien, Nordamerika) wurde ein Theater und zahlreiche Geschäftshäuser durch eine Feuersbrunst zerstört. Der Schaden wird auf 12 Millionen Mark geschätzt. —